

HELMUTH FEILKE

Gendern mit Grips statt Schreiben in Gips

Praktische Argumente für ein flexibles Gendern¹

Das Gendern, also die ausdrückliche Berücksichtigung des Geschlechts bei der Bezugnahme auf Personen im Sprechen und Schreiben, gehört zu den öffentlich vieldiskutierten Sprachthemen und hat schon zu Veränderungen des Sprachgebrauchs geführt. Die Diskussion lässt auch die Schule und den Deutschunterricht nicht unberührt. Deshalb betrifft das Gendern, ganz gleich, wie man dazu steht, gerade auch eine Zeitschrift wie PRAXIS DEUTSCH. Dieser Essay stellt dazu – im Namen der Herausgeber:innen – aus fachlicher Sicht einige Argumente und Thesen vor. Der aktuelle Anlass ist, dass auch der Friedrich Verlag künftig die Möglichkeit eröffnet, Signale zum Gendern zu setzen. Wir plädieren für ein flexibles Gendern, das Schreiber:innen in ihrer sprachlichen Verantwortlichkeit und Gestaltungsfreiheit nicht einschränkt. Damit verbindet sich eine didaktische Perspektive und Haltung, die den Erwerb von Wertorientierungen und Normen für das Sprachhandeln an Sprachbewusstheit, -reflexion und -verständnis bindet und die davon ausgeht, dass gesellschaftliche Kontroversen zu Sprachfragen und anderen Themen des Deutschunterrichts auch im Unterricht selbst nicht dogmatisch, sondern im Diskurs zu verhandeln sind. Der folgende Beitrag konzentriert sich auf kommunikative und sprachliche Aspekte des Themas. Die didaktischen Folgerungen sind sinnvoll im Kontext von Unterrichtsmodellen zum Thema zu bearbeiten und umzusetzen.

Als der Duden-Preisträger des Jahres 2017 – ein Mann – im März 2018 im Rittersaal des Mannheimer Schlosses gewürdigt wurde, hielt die Laudatio traditionsgemäß die vorherige Preisträgerin. Zum Ende ihrer Rede hob sie hervor, was ihr in den Schriften des Preisträgers – ganz abgesehen von den Inhalten – sympathisch war:

„Eins kann ich mir nicht verkneifen, und dies hat mich leicht und froh durch die immer sehr gut lesbaren Texte getragen: [Die] Publikationen sind geschlechtergerecht formuliert, seien es hie und da Paarformen, seien es mal Binnenmajuskeln (MuttersprachlerInnen) oder andere Verfahren. Keines davon muss

pedantisch durchdekliniert werden, kaum jemand verlangt das. Aber: Dies lässt tatsächlich mehr – oder überhaupt – weibliche Sprecherinnen, Deutschlerinnen, Expertinnen usw. vor dem inneren Auge erscheinen, ganz abgesehen davon, dass solche Texte einfach einen sympathischen, höflichen oder, kurz gesagt, einen zivilisierten Eindruck machen.“

(Nübling 2018, S. 11 – 12)

Wir nutzen das Zitat, um drei zentrale Punkte deutlich zu machen, die unsere weiteren Thesen unterstützen. Alle weiteren, auch sehr praktischen Folgerungen sind aus dem ersten Punkt ableitbar.

- *Pragmatisch* geht es beim Gendern um Signalkommunikation. Es geht um Signale der Sympathie und des Respekts, der Wertschätzung und Höflichkeit, mit denen wir auf den anderen einen entsprechenden „Eindruck machen“.
- *Semantisch* geht es um die Frage, wie bestimmte Signale auch Bedeutungen schaffen und zudem vor dem „inneren Auge“ Vorstellungen von der Geschlechterrealität bilden. Signale bilden nichts ab, sie repräsentieren nichts, aber sie schaffen semantische Interpretationsrahmen für das Gesagte und geben Verstehenshilfen.
- *Grammatisch* geht es schließlich um die Frage, auf welche Weise dies über sprachliche Formen zum Ausdruck gebracht werden kann. Es gibt dafür viele Möglichkeiten, und die Signalthese sagt hier schon: Es muss für ein pragmatisch angemessenes Gendern gar nicht alles, gar nicht jeder Ausdruck und jedes Wort „pedantisch durchdekliniert“ werden.

1. Pragmatik: Gendern ist Kommunikation von Respektsignalen

Wer gendert, setzt metakommunikative Signale. Das heißt: Man gibt zu verstehen, wie die eigene Äußerung oder der eigene Text

unter dem Geschlechteraspekt verstanden werden soll (vgl. Kotthoff 2020):

- als *implizit* alle Geschlechter einbeziehend (generisches Maskulinum mit Personenreferenz, z. B. *Die Lehrer fahren am Freitag zu einer Fortbildung*)
- als *explizit* weibliche und männliche Personen berücksichtigend (Binnen-I, Doppelformen inkl. Sparformen, z. B. *die Lehrerinnen und Lehrer, die Lehrer/-innen, die LehrerInnen*)
- als geschlechtsneutrale, alle Geschlechter einbeziehende Formulierung (z. B. *die Lehrkräfte, die Lehrenden*)
- oder als *explizit* alle, auch nichtbinäre Geschlechtsidentitäten einbeziehend (divers) (Gendergap, Genderstern, Doppelpunkt, z. B. *die Lehrer*innen, die Lehrer_innen, die Lehrer:innen*).

Über eine explizit markierte Form des Bezugs auf das Geschlecht kann Wertschätzung und Respekt gegenüber den angesprochenen oder benannten Personen signalisiert werden. Je nach Kontext kann eine Nichtberücksichtigung des Geschlechts – etwa in der Anrede, aber auch in der Referenz auf Dritte – als respektlos empfunden werden. Beispiel: Ein Kollege berichtete vom Empfang einer großenteils aus Frauen bestehenden Akademikerguppe in einem Schweizer Bankhaus in Genf. Die Begrüßung durch den Empfangschef: „Messieurs!“; also: „Meine Herren!“ Ein zweites Beispiel, das aber das Problem bereits reflektiert: Im Mai 2022 hat ein international renommierter Wissenschaftsverlag unter der Titelschlagzeile „Jetzt auch außen wieder up to date“ bekanntgegeben, dass künftig alle Medizinzeitschriften, die bisher Titel wie *Der Chirurg, Der Internist, Der Diabetologe* trugen, künftig statt des generischen Maskulinums das Sachgebiet im Titel tragen: *Die Chirurgie, Die Innere Medizin, Die Diabetologie*. Begründung: „Viele Medizinerinnen fühlen sich heute von männlichen Berufsbezeichnungen nicht mehr angesprochen oder sogar diskriminiert.“ (vgl. <https://www.springermedizin.de/titelupdate>).

Gendersignale sind pragmatisch Respektsignale. Sie signalisieren die Bereitschaft zu Gleichbehandlung und Anerkennung. Im Innenverhältnis der Kommunikation, also im Blick auf die unmittelbaren Adressaten, schaffen metakommunikative Signale den Verständnisrahmen für das im Folgenden Gesagte und Geschriebene, sowohl auf der Beziehungsebene (z. B. Respektierst du mich?) als auch auf der Inhaltsebene der Kommunikation (Wovon bzw. von wem sprechen wir?). Im Außenverhältnis demonstriert das Signal, was man für wichtig hält; es zeigt überdies – so oder so – immer auch, wie man sich im Genderdiskurs verortet: auf der „Höhe der Zeit“ und „à la mode“, als eher zurückhaltend oder gleichgültig bis konservativ.

Die Signalthese ermöglicht auch eine **erste praktische Folgerung** für das Gendern: Signale sollten im Allgemeinen *an wichtigen Stellen* stehen; sie müssen gar nicht und sie sollten auch nicht überall stehen, sonst werden sie gar nicht mehr als Signale wahrgenommen. Dann stören und irritieren sie das Verständnis wie

der Schilderwald am Straßenrand. Pragmatisch passend gesetzte Signale dagegen steuern das Verstehen.

Wenn ein Text sich sexusgenerisch an Personen unterschiedlichen Geschlechts wendet oder davon spricht, sollte das entsprechende Signal frühzeitig im Text kommen: *Liebe Leser:innen ...*. Dann ist es aus Sicht der Signalthese völlig unschädlich, wenn es zwei Zeilen später z. B. heißt: *Jeder Leser will gut unterhalten sein ...*. Und sollten tatsächlich nur die Männer angesprochen werden, ist auch dies kein Problem: *Für die Männer unter den Lesern ...*. Die Signalthese spricht für den Typ des sogenannten „flexiblen Genderns“ (Kotthoff 2020, S. 106).

Sprachliche Signale, in der Soziolinguistik spricht man auch von „Kontextualisierungshinweisen“, und in der Semantik vom „Framing“, schaffen sozial geteilte Interpretationsrahmen. Solche Rahmen werden durch einleitende Signale etabliert; sie müssen im Fortgang der Kommunikation wiederholt bestätigt werden. Dagegen ist das sogenannte „salvatorische Gendern“, bei dem zu Textbeginn, meist in einer Fußnote, gesagt wird, alle maskulinen Formen schlossen auch andere Geschlechter mit ein, deshalb meist nicht ausreichend. Der Verständnisrahmen, das gilt nicht nur fürs Gendern, muss in Texten generell wiederholt bestätigt und je nach Textkontext und Aussageabsicht auch flexibel angepasst und modifiziert werden können.

Hier schließt sich eine **zweite praktische Folgerung** an: Gefragt ist die Fähigkeit, das Gendern *situations- und adressatenorientiert*, das heißt pragmatisch angemessen, zu handhaben. Was angemessen ist, ist dabei nicht alleine eine Frage subjektiver Einschätzung, denn es sind auch die Spracherwartungen der Adressaten betroffen, wie schon das Beispiel aus dem Springer-Verlag zeigt. Das haben Kritiker des Genderns ebenso zu bedenken wie dessen Befürworter, wenn sie Doppelpunkt, Gendergap oder Genderstern weniger im Sinn von Höflichkeits- und Respektsignalen adressatenorientiert, sondern eher demonstrativ als Ausdruck der eigenen Autonomie und Selbstbestimmung gebrauchen.

Aus dem Angemessenheitskriterium ergibt sich eine **dritte praktische Folgerung**: In allen Belangen von Respekt und Wertschätzung ist *Freiwilligkeit* zentral. Gerade im schulischen Kontext und im Deutschunterricht, der unter anderem die schwierige Aufgabe hat, Adressatenorientierung und pragmatische Angemessenheit des Sprachgebrauchs erproben zu lassen und zu fördern, ist Freiwilligkeit auch didaktisch elementar. Mit Vorschriften ist im Blick auf Respektkommunikation auch didaktisch nichts zu gewinnen.

Die Respektkommunikation ist an dieser Stelle klar vom Diskriminierungsverbot zu unterscheiden, bei dem es um den Schutz der Bürger primär vor willkürlicher staatlicher Diskriminierung (im Blick auf Geschlecht, Alter, Religion, ethnische Zugehörigkeit etc.) geht. Respektkommunikation ist dagegen so wenig eine Frage der Grundrechtsdiskussion wie der Grammatik. Es ist eine Frage der Sprachkultur, ihrer Werte und der Bedingungen für ein pragmatisch angemessenes Handeln, ein wichtiges Thema auch für den Sprachunterricht.

2. Semantik: Nicht die Sprache, nur ihr Gebrauch kann geschlechtergerecht sein.

Unsere zweite These betrifft die Semantik des Genderns. Hier findet sich gerade auch bei Genderaktivist:innen oft die linguistisch naive Vorstellung, die Sprache müsse und könne Geschlechterverhältnisse gerecht und möglichst genau abbilden. Der mündliche Gendergap oder im Schriftlichen auch der Unterstrich etwa repräsentiere im Wort den neuen Raum für sexuell diverse Personen oder der Genderstern repräsentiere mit seinen vielen Strahlen die Vielfalt sexueller Orientierungen. Auch als Gegenargument wird diese Abbildungsidee verwendet: So etwa, der Doppelpunkt sei ungeeignet zur Repräsentation sexueller Diversität, weil er so schmal und unauffällig sei, und weil er überdies den Lesefluss zu wenig „störe“ (Steinfeldt-Mehrtens 2021). Grundsätzlich ist die Idee, Sprache bilde eine Wirklichkeit ab oder solle sie „richtig“ sichtbar machen, problematisch. Sprache ist weniger ein Speicher von Abbildungen als ein Kontextualisierungswerkzeug: Sprachzeichen bekommen im Gebrauch erst dadurch Bedeutung, dass sie im Äußerungszusammenhang einen Kontext des Verstehens bilden.

Auch hier hilft die Signalthese weiter: Sprachen sind an sich nicht gerecht oder ungerecht. Sie bilden auch keine quantitativen Geschlechterverhältnisse in einer Sprachgemeinschaft ab und könnten das auch gar nicht. Freilich: Es können sich etwa im Wortschatz einer Sprache geläufige Geschlechter-Stereotype niederschlagen, z. B. in Ausdrücken wie *Ärzte und Krankenschwestern*, *Piloten und Stewardessen* usw. Aber für solche vorurteilshaften Geschlechterhierarchien ist kaum die Sprache oder das Genus verantwortlich, so wenig wie für die hierarchische Beziehung in *Ärzte und Patienten*, die beide im generischen Maskulinum stehen. Stereotype Vorstellungen zu Geschlechterrollen (Gender) gibt es in gleicher Weise in Sprachen, die den Unterschied zwischen Maskulinum, Femininum und Neutrum gar nicht kennen. Auch bei den vielfach als Ausweg gepriesenen Neutralformen für Personenbezeichnungen wie *Führungskraft* oder *Schreibkraft* schlagen die Stereotype zu sozialen Geschlechterrollen durch: Es zeigt sich, dass auch hier jeweils eher Männer oder eher Frauen vor dem „inneren Auge“ erscheinen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 103–118). Die sozialen Stereotype sind stärker als die Sprache, wenn es um das Verstehen geht.

Eine Vielzahl von psychologischen Experimenten zeigt aber nun, dass das generische Maskulinum je nach Kontext die Probanden vor allem an Männer denken lässt, auch wenn das Geschlecht für die Referenz gar keine Rolle spielt oder sogar Frauen gemeint sind. Etwa bei: *Jeden Morgen bringt der Bäcker mit seinem Auto die Brötchen*, obwohl im Bäcker-Auto meist Frauen das frische Brot verkaufen. Das betrifft nicht nur Personen: Spanisch sprechende Probanden verbinden das Wort *Brücke* eher mit männlichen Attributen als Sprecher des Deutschen, weil das Wort im Spanischen ein Maskulinum, im Deutschen aber ein Femininum ist. Hier stärkt das grammatische Geschlecht Genderstereotype. Das

ist ähnlich der Vorstellung, dass die Sonne *aufgehe* und *untergehe*, weil es sprachlich so gesagt wird, obwohl man weiß, dass das den Sachverhalt nicht trifft. Solche Beobachtungen bestätigen das Faktum, dass die Sprache stereotype Vorstellungen stützen kann. Das ist der Konsens der Forschung zum Sprachrelativismus (z. B. Deutscher 2013), der auch in der Mehrzahl der psychologischen Forschungen zum generischen Maskulinum und seinem sogenannten *male bias* bestätigt wird (vgl. Kotthoff/Nübling 2018, S. 91ff.).

Ganz falsch aber ist es, solche Fakten im Sinn eines Sprachdeterminismus zu interpretieren. Wörter oder gar grammatische Formen bilden keine bestimmte Wirklichkeit ab, sondern sie helfen, je nach Kontext und Gebrauch, das jeweils Gemeinte auszudrücken und zu verstehen.

- Jeden Morgen bringt der *Bäcker* mit seinem Auto die Brötchen.
- Fünf *Bäckergesellinnen* erhielten ihr Abschlusszeugnis.
- Der *Bäcker* in der Ludwigstraße ist in der Nacht zum Dienstag abgebrannt.

Alle Beispiele nutzen das Maskulinum *Bäcker*: Im ersten liegt es – wegen der Individuenreferenz – vielleicht nahe, an einen Mann zu denken, auch wenn es eine Frau ist, die die Brötchen ausfährt. Im zweiten und erst recht im dritten Beispiel wäre es aber abwegig, bei dem Wort *Bäcker* an Männer zu denken. Es sind semantisch Metonymien, die einmal auf den Beruf *Bäcker* (und nicht auf Personen) und zum anderen auf eine *Bäckerei* als Gebäude Bezug nehmen. Deshalb würde hier auch niemand nachfragen oder mit Unverständnis reagieren, so wenig wie bei der Redeweise von *der Sonne, die auf- und untergeht*. Der Kontext und unser Weltwissen liefern, was für das Verstehen gebraucht wird. Um den Klassiker der psychologischen Semantik in Deutschland, Hans Hörmann, zu zitieren: „Man kann Sprache nur verstehen, wenn man mehr als Sprache versteht“ (Hörmann 1978, S. 210).

Aus diesem Satz lässt sich für die Genderdiskussion sehr viel lernen. In einem Wort wie *Mannschaft* steckt zwar das Wort *Mann* drin, und man kann sich auch gut Männer dazu vorstellen, wahrscheinlich sogar eher als Frauen (*male bias*). Aber merkwürdigerweise stellt bei dem Wort *Frauenmannschaft* niemand einen Widerspruch fest, so wenig wie bei dem Wort *Holzseisenbahn*. Der sprachliche Kontext und der nichtsprachliche Kontext des Weltwissens tragen wesentlich zur Bedeutung bei und stützen das Verstehen. Die zitierte Erkenntnis Hörmanns ermöglicht kommunikationsethisch wie kommunikationspraktisch wieder wichtige Folgerungen.

Erste Folgerung: Weil der Kontext so wichtig ist für das Verstehen, tragen Sprecher:innen Verantwortung dafür, dass ihre Adressaten die notwendigen Kontextinformationen bekommen. Hier greift auch in der Semantik wieder die Signalthese: Auch ein generisches Maskulinum kann angemessen sein, wenn über entsprechende Kontextthinweise klargestellt ist, wie es gemeint ist.

Wenn dagegen ein mehrdeutiges Maskulinum in der Personenreferenz ohne weitere Signale in einem Kontext gebraucht wird, in dem Genderstereotype ohnehin schon die Rezeption prägen (*Der Chirurg* oder *Lehrer treffen sich zum Fußball*), kann der Gebrauch missverständlich und eben auch diskriminierend sein. Hier ist semantisch ein gendersensibler Sprachgebrauch verlangt.

Damit hängt die **zweite praktische Folgerung** eng zusammen. Sie betrifft die Adressaten. Es ist das *Prinzip der Nachsichtigkeit*, in der englischsprachigen Diskussion „principle of charity“ (Davidson 1986). Das hört sich vielleicht gutgläubig an, ruht aber auf einer harten empirischen Grundlage: Ohne die Bereitschaft, das, was der andere sagt, wohlwollend und common-sense-orientiert zu interpretieren, ist keine Verständigung möglich. Schon ein schlichter Ausdruck wie *Schraubenzieher*, bei dem jeder weiß, was damit gemeint ist, erscheint dann reparaturbedürftig, weil doch tatsächlich nicht *gezogen*, sondern *gedreht* werde. So aber funktioniert sprachliches Verstehen nicht: Verstehen verlangt – wie schon das Hörmann-Zitat oben sagt – stets die Fähigkeit, das Gesagte common-sense-orientiert im Blick auf das Gemeinte zu interpretieren. Analog verhält es sich wie ausgeführt bei einem Beispiel wie *Frauenmannschaft*.

Aber das gilt auch umgekehrt: Das von Gegnern des Genderns oft zu hörende Argument, eine Nominalisierung wie *Studierende* statt *Studenten* sei irreführend, weil das Partizip bedeute, dass die Betroffenen *tatsächlich gerade* studieren, ist empirisch nicht haltbar. Adressaten können kontextgestützt das Gemeinte konstruktiv erschließen. Und das ist ganz offenkundig der Fall. Ein tatsächlich das Gemeinte nicht treffender Ausdruck würde sich nicht verbreiten können. Die Form *Studierende* kommt aber im direkten Vergleich mit dem generischen Maskulinum im Jahr 2020 schon auf 58,9% der untersuchten Verwendungen (vgl. Krome 2022, S. 99). Auch ein nominalisiertes Partizip kann überzeitlich generisch interpretiert und dann auch verstanden werden (*Studierende sind selbst für ihre Zeitplanung verantwortlich*). Dass auch das Partizip bei einem Gebrauch im Singular, also *der Studierende/die Studierende*, nicht anders als *der Student/die Studentin* das sexugenerische Potenzial wieder einbüßt, steht auf einem anderen Blatt (vgl. Harnisch 2016).

3. Gendern sollte ein grammatisch transparentes und verständliches Formulieren stützen.

Wie ausgeführt, geht es beim Gendern pragmatisch um Signale der Wertschätzung und des Respekts sowie der Vermeidung von geschlechtsbezogener Diskriminierung. Semantisch geht es darum, in der Personenreferenz das Gemeinte unter Rückgriff auf Zeichenbedeutungen, Kontext und Weltwissen der Adressaten deutlich machen zu können. Die grammatischen Formen des Genderns in Wortbildung, Flexion und Satzbau haben die Aufgabe, die Ver-

ständlichkeit zu stützen und zu sichern. Die Grammatik ist dabei kein Selbstzweck; sie dient pragmatischen und semantischen Aufgaben. Diese Vorbemerkung ist wichtig, weil sich aus ihr unmittelbar viele aktuelle Beobachtungen erklären lassen und wiederum praktische Folgerungen ergeben.

So ist etwa aus dem Vorrang der Pragmatik und der Signalthese leicht erklärbar, dass sich viele Schreiber:innen um die grammatische Wohlgeformtheit des Genderns kaum Gedanken machen. Auch die im letzten Satz vorkommende Doppelpunktschreibung ist – rein orthografisch betrachtet – falsch. Der Doppelpunkt gehört als syntaktisches Zeichen nicht in die Morphologie deutscher Wörter. Aber hier wird der Signalwert höher eingestuft als Fragen der Korrektheit. Zudem wird die Verständlichkeit nicht beeinträchtigt, im Gegenteil: Der gewünschte sexugenerische Bezug wird explizit angezeigt.

Dass es vielen Schreiber:innen vor allem um den Signalwert geht, wird nicht nur an der Popularität solcher normativ falscher Schreibvarianten (Genderstern, Gendergap, Doppelpunkt u.a.m.), sondern auch an den zahlreichen dokumentierten Beispielen eines übermarkierten, semantisch sinnlosen Gebrauchs von Gendervarianten deutlich (z. B. *Mitglieder:innen*, *Intensivkrankenschwester:in*, Frauen als *Motorinnen* der Integration, der Verkehrsbetrieb als *Arbeitgeberin* etc.). Der Wunsch, einen generischen Bezug auf das Geschlecht explizit zum Ausdruck zu bringen, ist stärker als die Rücksicht auf mögliche grammatische und semantische Unstimmigkeiten. Dabei ist das Schreckgespenst der Irregularität, rein linguistisch betrachtet, durchaus ein gern gesehener Hausgeist der Sprache. Irregularität hängt häufig mit besonderer Bedeutsamkeit zusammen, ob beim *Kaiser*, der – irregulär – nach wie vor mit <ai> statt mit <ei> geschrieben wird, oder bei der schwierigen Beugung der relativ wenigen, aber häufig gebrauchten und semantisch wichtigen starken Verben. Der Hinweis auf Probleme grammatischer Korrektheit und Konsistenz ist ernst zu nehmen, aber er ist im Diskurs über das Gendern kein wirklich schlagkräftiges Argument.

Für die Frage, wie sinnvoll grammatisch zu verfahren ist, ist pragmatisch die Art der Referenz eine wichtige Größe (vgl. z. B. auch Diewald/Steinhauer 2017, S. 72ff.): Wir unterscheiden zwischen:

- einer **Individuenreferenz** (meine *Ärztin* hat gesagt ..., mein *Arzt* hat gesagt ...).
- einer **Gruppenreferenz** (die *Ärzt:innen* setzen sich für eine verbesserte Integration von Beruf und Familie ein),
- einer **Rollenreferenz** (der *Fahrzeughalter*, Mädchen sind oft die besseren *Schüler*, immer mehr Frauen werden *Ärzte*; in Komposita gibt das Bestimmungswort häufig einen Rollenbezug an: der *Arztberuf*, *Gesellenbrief*, *Bürgermeisterin*, *Lehrerzimmer*, *Schülerarbeitsheft*) und
- einer **pronominalgenerischen Referenz** (*Wer seine* Geldbörse verloren hat, *der* soll sich an der Rezeption melden.)

Dabei sind die ersten beiden im Blick auf das Anzeigen des Geschlechtsbezugs die wichtigen Fälle. Praktisch relevant für das

Gendern im Sinne des Anzeigens eines alle Geschlechter meinenten Bezugs ist aber vor allem der Typ 2, die Gruppenreferenz. Die letzten beiden Typen dagegen, Rollenreferenz und pronominalgenerische Referenz, haben unseres Erachtens als solche keinen Sexusbezug und kommen deshalb eher nicht fürs Gendern in Frage. Welcher Typ vorliegt, ist allerdings kontextabhängig und nicht immer leicht zu entscheiden.

Individuenreferenz: Wenn man sich auf ein Individuum bezieht, ist auch der Bezug auf das Geschlecht der gemeinten Person relativ problemlos möglich. Bei einer klaren Individuenreferenz besteht die natürliche Erwartung, dass sexusbezogen referiert wird (z. B. *Bundeskanzlerin* Angela Merkel gab ihr jährliches Sommerinterview; *Königin* Elisabeth, *Meine Ärztin* war heute zum Hausbesuch da, etc.). Hier liegen Sexus und Genus dicht beieinander.

Praktisch weniger häufig, aber viel diskutiert ist der Fall der Bezugnahme auf nichtbinäre Personen und deren Anrede im Singular. Für eine *spezifische* Markierung des dritten Geschlechts gibt es (noch) keine Lösung. Während die direkte pronominalen Anrede (*du, Sie*) wegen fehlenden Sexusbezugs problemlos ist, gibt es hier für die 3. Person (*er, sie, es; Frau X, Herr X*) kein geeignetes Pronomen und keine Konvention. Verschiedentlich machen Betroffene hierzu selbst einen Vorschlag. Pragmatisch ist die Anrede und Bezugnahme über Vor- und / oder Nachnamen ein möglicher Weg.

Gruppenreferenz: Die Gruppenreferenz – das heißt der Bezug auf gemischtgeschlechtlich zusammengesetzte Personengruppen – ist aus unserer Sicht für eine konstruktive Diskussion zum Gendern tatsächlich der prominente und besondere Aufmerksamkeit verdienende Fall. Es ist auch der Bereich, in dem das generische Maskulinum unbestreitbar seine Schwächen zeigt (vgl. Müller-Spitzer 2022, S. 43). Wir werden unten, wenn die vier Referenztypen besprochen sind, noch einmal genauer auf die Gruppenreferenz als „Hauptfall des Genderns“ zu sprechen kommen.

Rollenreferenz: Ob eine Individuenreferenz oder eine Rollenreferenz vorliegt, ist manchmal nicht einfach zu entscheiden: *Die Kanzler Deutschlands und Österreichs, Merkel und Kurz, haben sich in München getroffen.* Hier kommt es auf die Einschätzung des Kontexts an. Ist hier jeweils das Individuum oder seine Rolle gemeint? Rollenreferenz liegt vor, wenn auf die Funktion/Rolle/Beruf Bezug genommen wird, nicht auf das Individuum und damit nicht auf Sexus. Das ist der Funktionsbereich des generischen Maskulinums. Dass hier der Sexusbezug irrelevant oder zumindest nachrangig ist, erkennt man daran, dass er zu semantisch falschen Konstruktionen führen kann: z. B. *???Mädchen sind oft die besseren Schülerinnen.* Hier wäre das generische Maskulinum – eben ohne Sexusbezug – passender.

Grammatisch findet man das generische Maskulinum (mit Rollen- und ohne Sexusbezug) oft in der Position des Erstglieds bei Ableitungen und Zusammensetzungen. Bei Ableitungen, z. B. *lehrerhaft, ärztlich, Bürgertum*, ist Gendern aus unserer Sicht fehl

am Platz, denn es geht um die Rolle. Deshalb wirken Konstruktionen wie *???der ärzt:innenliche Rat* oder *???Bürger:innentum* semantisch irritierend und merkwürdig, ganz abgesehen davon, dass das Erstglied grammatisch nicht veränderbar ist. Dasselbe gilt auch für Komposita, z. B. bei der Rollenreferenz in *Kanzleramt, Bäcker:innen, Arzthelfer:innen, leserorientiert*. Wer mag – und wer kann – sich *???Bäcker:innengesell:innen* vorstellen? Solche kaum durchdringbaren Konstruktionen tragen zu den Zielen des Genderns nichts bei, im Gegenteil.

Wir halten also nichts von Versuchen, das generische Maskulinum generell zu diskreditieren. Es hat *wie alle generischen Beugungsformen* (Präsens, Singular, Maskulinum) eine wichtige semantische Funktion. Generisch ist beim Tempus z. B. das Präsens. Man kann damit einen überzeitlichen Bezug ausdrücken, z. B. *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein*. Generisch beim Numerus ist der Singular, z. B. *Die Katze ist ein Schleichjäger*. Niemand würde hier fragen „Welche Katze?“, denn gemeint ist generisch die Katze als Art. Auch das Maskulinum hat neben der geschlechtsbezogenen eine solche generische Funktion. Insbesondere auch in der Wortbildung spielt das *er*-Suffix mit seiner von der Personenreferenz prinzipiell unabhängigen Verallgemeinerungs- und Kategorisierungsfunktion (*zwischen* → *Zisch-er*, *halten* → *Halt-er*, *fühlen* → *Fühl-er*, *erlösen* → *Erlös-er*) eine wichtige Rolle für die Grammatik (vgl. Eisenberg 2020, S. 12f.). Hier sollte die seit einiger Zeit im Online-Duden zu findende Bedeutungsangabe zu einem Lexem wie *Lehrer* deshalb noch ergänzt werden. Es heißt dort zwar korrekt: „*männliche Person*, die an einer Schule unterrichtet (Berufsbezeichnung)“, [Herv. HF]. Aber tatsächlich ist dies nur die geschlechtsbezogene Bedeutung von *Lehrer*. Hier wäre dringend die geschlechtsunabhängige, rollenbezogene Bedeutungsangabe zu *Lehrer* (→ *Lehrperson*) zu ergänzen, wie sie dann auch beim Wort *Lehrerin* logisch zugrunde liegen muss. Denn grammatisch ist dies eine Wortbildung aus *Lehrer* + *-in*, und es wäre merkwürdig, dies als *männliche Lehrperson, die weiblich ist*, zu verstehen.

Pronominalgenerische Referenz: Am Beispiel der pronominalgenerischen Referenz wird exemplarisch deutlich, dass das generische Maskulinum – ohne jede Sexusreferenz – tief in die Grammatik unserer Sprache eingebaut ist: *Wer Probleme in der Schwangerschaft hat, kann sich in der örtlichen gynäkologischen Ambulanz melden. Wer ist Maskulinum*, und es ist klar, dass es hier nichts mit Sexus zu tun hat. Es kann also hier auch nicht sexusbezogen diskriminierend sein. Auch Pronomina wie *jeder, niemand, jemand, man* sind in ihrer generischen Referenz sexusunabhängig: „*Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit*“ heißt es in Artikel 2 des Grundgesetzes, und „*Niemand darf wegen seines Geschlechts [...] benachteiligt oder bevorzugt werden.*“ in Artikel 3,3. Hier geht es um die Schutzrechte von *Menschen* als Rechtssubjekten und gerade nicht um deren unterschiedliches Geschlecht. *Niemand* ist keine Person und hat folglich auch kein Geschlecht, aber ein generisches maskulines Genus, das hier zur Formulierung

des allgemeinen Anspruchs auf Nichtdiskriminierung herangezogen wurde. Es bringt nach unserer Auffassung nichts, im Bereich pronominalgenerischer Referenz zu gendern, denn es geht hier, wie die Beispiele zeigen, nicht um eine sexusbezogene Generizität. Freilich kann auch Artikel 2 des Grundgesetzes gegendert werden: „*Jede:r* hat das Recht auf die freie Entfaltung *ihrer/seiner* Persönlichkeit“. Aber wird hier die durch das Grundgesetz geschützte Vieldimensionalität von „Persönlichkeit“ nicht möglicherweise durch das explizite Gendern zu sehr auf die Frage der Geschlechtszugehörigkeit reduziert?

Der Hauptfall des Genderns: Die Gruppenreferenz ist im Sprachgebrauch der Hauptfall des Genderns. Sie bezieht sich auf gemischtgeschlechtliche Gruppen. Es ist also in jedem Fall ein sexusgenerischer Gebrauch angezeigt. Dafür wurde traditionell auch das generische Maskulinum gebraucht, aber es ist dafür aufgrund seiner Polysemie nicht wirklich geeignet. Das generische Maskulinum kann eine sexusgenerische Referenz oft nicht artikulieren. Das zeigen schon harmlose Beispiele: Ein Satz wie *Die Schüler nehmen gemeinsam am Sportunterricht teil* bleibt missverständlich, solange nicht geklärt ist, dass alle Geschlechter gemeint sind.

Bei klarer Gruppenreferenz und auch, wenn Rollenreferenz und Gruppenreferenz schwer zu unterscheiden sind, ist ein explizit sexusgenerisches Gendern aus unserer Sicht angemessen und oft auch gefordert: z. B. *Die Bäcker:innen erhielten ihren Gesellenbrief*. Oder eben: *Die Schüler:innen nehmen gemeinsam am Sportunterricht teil*. Dabei ist eine angemessene Gruppenreferenz – je nach Kontext – auch durch Doppel- und Neutralformen möglich.

Es liegt in der Natur der Gruppenreferenz, dass sie üblicherweise im Plural erfolgt:

- *Alle Schreiber:innen haben sich mit ihren Tablets und Notebooks zu ihrem zweiten Zoom-Treffen verabredet, bei dem jeder seinen Text vorstellen soll.*

Zunächst ist hier schon für den ganzen Satz über die Signalfunktion des explizit gegenderten Subjekts (*Schreiber:innen*) klar, wovon die Rede ist: Es geht um Schreiber jeglichen Geschlechts. Der Plural ermöglicht überdies die problemlose Kongruenz im Genus auch mit den Pronomina (*Schreiber:innen* → *ihren, ihrem*) in den erweiterten Nominalgruppen. Das ist, wie gesagt, der typische Fall.

Der die Nominalgruppe (zweites *Zoom-Treffen*) erweiternde Attributsatz fährt dann – wie oben erläutert – pronominalgenerisch (*jeder*) im Singular fort. Wir haben hier darauf verzichtet zu gendern, weil der Attributsatz dann unnötig kompliziert würde (*jede:r, seine:ihren*), wo doch schon im Kontext klar ist, was gemeint ist (Signalthese). Im Sinn flexiblen Genderns pragmatisch angemessen wäre es hier freilich auch, *jeder* durch ein erneutes *alle* als Pronomen zu ersetzen, also im Plural fortzufahren.

Der Attributsatz verweist, weil er im Singular steht, auf einen Problembereich, der gerne herangezogen wird, um eine vorgebliche Unlesbarkeit gegenderteter Texte zu demonstrieren, wie in den folgenden Beispielen:

- *der:die Schüler:in und seine:ihre Eltern entscheiden selbst über seine:ihre weitere Schullaufbahn*
- *ein:e registrierte:r Schüler:in, die:der ihr:sein Lerntagbuch abgibt, bekommt Bonuspunkte*

Inhaltlich geht es in diesen Beispielen um eine Gruppenreferenz. Denn gemeint ist die gemischtgeschlechtliche Gruppe der Schüler:innen. Realisiert wird dies aber hier in Form einer generischen Referenz im Singular, was im Unterschied zum Plural vielfältige Anpassungen der Deklinationen in den Nominalgruppen erfordern würde, wie sie die beiden Beispiele demonstrieren. Das führt für Leser zu unübersichtlichen und für Schreiber zu grammatikalisch sehr schwer zu kontrollierenden parallelen Deklinationen. Wenn beim Gendern „pedantisch durchdekliniert“ wird, werden im Singular vor allem erweiterte Nominalgruppen – wo also zum Nomen (*Schüler:in*) noch weitere Artikel, Pronomen, Attribute hinzutreten (*der:die, seine:ihre, ein:e, registrierte:r* etc.) – zum Problem. Ein verständiges Gendern kann solche Konstruktionen mit etwas Umsicht mühelos vermeiden, etwa indem im Vorfeld der sexusgenerische Bezug klar signalisiert wird und dann das implizit sexusgenerische Maskulinum genutzt wird (a), oder auch einfach, indem der Plural verwendet wird (b):

Die Schule greift nicht in die Autonomie der Schüler:innen und Erziehungsberechtigten ein.

- Der Schüler und seine Eltern entscheiden selbst über die weitere Schullaufbahn.*
- Schüler:innen und ihre Eltern entscheiden selbst über die weitere Schullaufbahn.*

Auch hier sind je nach Kontext noch andere Lösungen denkbar. Soviel zu den Referenztypen und ihrer unterschiedlichen grammatischen Behandlung. Es zeigt sich, dass von allen Referenztypen der Kernbereich der Gruppenreferenz für das sexusgenerische Gendern besonders relevant ist. Hier ist eine Form wie etwa *Schüler:innen* auch einfacher zu handhaben als die oft umständlichen Doppelformen. Eine Konzentration auf diesen Kernbereich ermöglicht es aus unserer Sicht, eine große Zahl ärgerlicher Sprachkonstruktionen und nur scheinbar des Genderns bedürftiger Fälle zu vermeiden. Zudem ist die Gruppenreferenz durch das Kriterium der Bezugnahme auf gemischt-geschlechtliche Gruppen im Gesamtfeld relativ gut identifizierbar.

Noch ein Wort zum Gendern und der Rechtschreibnorm: Die Formen expliziten Genderns wie Unterstrich, Stern, Doppelpunkt und großes Binnen-I im Wortinneren entsprechen nicht der orthografischen Norm. Es wird deshalb teilweise auch die Auffassung vertreten, die Schreibweisen seien als orthografische Fehler zu werten. Dagegen spricht, dass es sich dabei – anders als bei Fehlern – um eine bewusste, konventionelle und sozial sinnhafte Zeichenverwendung handelt. Die orthografische Norm ist ernst zu nehmen. Sie ist keineswegs beliebig, und sie ist schriftlinguistisch legitimiert durch den Bezug auf die sprachstrukturelle Wortform. Wortbildungen wie **Bürgerintum* oder **richterlich* wären des-

halb schon morphologisch ungrammatisch. Eine Schreibweise wie *Leser:innen* aber löst die grammatische Wortform nicht auf, sondern markiert sie zusätzlich grafisch. Aus der Sicht flexiblen Genderns halten wir es deshalb nicht für angemessen, Gender-schreibweisen als orthografische Fehler zu werten. Dazu kommt, dass man es vermeiden sollte, bei Schüler:innen den rechtschreibdidaktisch fatalen Eindruck zu erwecken, die Orthografie sei ein Disziplinierungsinstrument der Schule.

Fazit

Schreibweisen (und auch Sprechweisen) spiegeln Spracheinstellungen und -überzeugungen ihrer Nutzer und kennzeichnen innerhalb derselben Sprache unterschiedliche Sprachkulturen. Das zeigt auch die Diskussion ums Gendern. Unser Beitrag plädiert dafür, die Sprache nicht als ein starres Gefüge anzusehen, das das Weltbild der Sprecher:innen im Sinn einer bestimmten – etwa männlich dominierten – Weltsicht beeinflusst. Stattdessen plädieren wir dafür, stärker darauf zu schauen, wie Sprecher:innen in ihrem *Sprachgebrauch* auf die Gleichberechtigung der Geschlechter zielende Kontexte für das Verstehen schaffen können.

Praktisch plädieren wir für ein *flexibles Gendern*,

- a. das Genderzeichen pragmatisch als Signale und Hinweise für das Verstehen nutzt und sie entsprechend kontextbezogen ökonomisch und sparsam einsetzt, statt Texte mechanisch „durchzugendern“ (Kap. 1),
- b. das zum „Gendern“ alle sprachlichen Formen zählt, mit denen ein allgemeiner Bezug auf das Geschlecht ausgedrückt werden kann (Kap. 1),
- c. das semantisch berücksichtigt, dass Sprachzeichen nicht isoliert oder aufgrund ihrer Bedeutungsgeschichte wirksam werden, sondern stets erst im kontextuellen Gebrauch ihre Bedeutung erhalten. Es geht nicht um Sprachreinigung und eine Austreibung „ungerechter“ Formen. Stattdessen sollten vielfältige Sprachformen genutzt und das Kontextverständnis gestützt werden (vgl. Kap. 2),
- d. das die vom Sexusbezug völlig unabhängigen Funktionen der Generizität des Maskulinums, insbesondere auch außerhalb der Gruppenreferenz, anerkennt und zu nutzen erlaubt (vgl. Kap. 3),
- e. das das alle Geschlechter explizit einbeziehende Gendern grammatisch vor allem für den Kernbereich der Gruppenreferenz nutzt, in dem es zu Missverständnissen und zu Diskriminierung kommen kann. Eine Möglichkeit dafür ist die Doppelpunktschreibung, aber auch die Verwendung von Neutralformen (Kap. 3),
- f. und das die Freiheit und Autonomie der Sprecher:innen und Schreiber:innen respektiert, aus der sich erst verantwortlicher Sprachgebrauch entwickeln kann.

- g. Dazu gehört auch, dass die Formen expliziten Genderns, wenn Schüler sie gebrauchen, als grafisch markierter Ausdruck einer Einstellung und nicht als orthografische Fehler gewertet werden sollten.

Bei all dem sollte auch nicht vergessen werden: Das „Wie“ des Sprechens setzt soziale Signale und schafft Bedeutung. Letztlich wichtig aber ist auch, „was“ gesagt wird. Man kann unter den Vorzeichen von Gleichberechtigung und Respekt und in „durchgegenderter“ Sprache leider auch sprachlicher Bevormundung und Entmündigung das Wort reden, ebenso wie man zweifellos im generischen Maskulinum eine flammende Rede für die Gleichberechtigung der Geschlechter halten kann. Was Sprache bedeutet und bedeuten kann, entscheidet sich immer erst im Gebrauch, und auf den kommt es an.

Anmerkung

- 1 Für Rückmeldungen und Kommentare danke ich besonders Astrid Müller, Sara Rezat, Doris Tophinke und Andrea Schulz als Redakteurin sowie Mechthild Habermann, Mathilde Hennig, Katrin Lehnen, Anke Lüdeling, Carolin Müller-Spitzer, Vilmos Ágel, Christian Fandrych, Martin Luginbühl, Michael Rödel, Torsten Steinhoff und meinem Sohn Lorenz.

Literatur

- Davidson, Donald: Radikale Interpretation. In: Wahrheit und Interpretation. Übersetzt von J. Schulte. Frankfurt: Suhrkamp 1986, S. 183–203.
- Deutscher, Guy: Im Spiegel der Sprache: Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht. München: Beck 2013.
- Diewald, Gabriele/Steinhauer, Anja: Richtig gendern. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben: Berlin: Dudenverlag 2017.
- Eisenberg, Peter: Die Vermeidung sprachlicher Diskriminierung. In: Muttersprache 1/2020, S.3–16.
- Harnisch, Rüdiger: „Das generische Maskulinum schleicht sich zurück. Zur pragmatischen Remotivierung eines grammatischen Markers.“ In: Bittner, Andreas/Spiels, Constanze (Hgg.): Morphosemantik und grammatische Konstruktion. Berlin/Boston 2016, S. 159–174.
- Hörmann, Hans: Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978.
- Kotthoff, Helga: Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum, ... (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen? In: Linguistik online 103, 3/2020; <http://dx.doi.org/10.13092/lo.103.7181>
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris: Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. Tübingen: Narr 2018.
- Krome, Sabine: Gendern in der Schule: Zwischen Sprachwandel und orthografischer Norm. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 69/1 2022, S. 86–110.
- Müller-Spitzer, Carolin: Gendergerechter Sprachgebrauch. Ein komplexes Feld für die Aushandlung von „richtig“ und „gut“. In: Der Deutschunterricht 4/2022, S. 39–49.
- Nübling, Damaris: Laudatio auf Christian Fandrych. In: Fandrych, Christian: Deutsch an der Hochschule. Vortrag anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 14. März 2018. Laudatio von Damaris Nübling. Berlin: Dudenverlag 2018, S. 5–12.
- Steinfeldt-Mehrtens, Eddi: Hä? Was heißt denn: Genderdoppelpunkt? In: Missy Magazin 3/2021.

Herausgeber: Friedrich Verlag GmbH, Luisenstraße 9, 30159 Hannover
 Redaktion (v.i.S.d.P.): Andrea Schulz, Adresse wie Verlag
 URL des Beitrags: <https://www.friedrich-verlag.de/deutsch/sprachgebrauch/gendern-mit-grips-statt-schreiben-in-grips-sechs-thesen/>
 © 2023, www.friedrich-verlag.de